

Dieser Brief wurde von einem Maler namens Ludwig an seinen Freund Heinrich von Cronstetten im Jahr 1898 geschrieben. Ein Nachfahre Cronstettens fand den Brief auf dem Dachboden seines Hauses und überließ ihn dem Geschichtsverein Bacharach. Darin werden die Ereignisse vom 6. Oktober 1897 geschildert, als das Haus Jeiter in der Oberstraße 3 abbrannte. Ludwig, der als Gast dort wohnte, konnte sich retten, doch der Brand und weitere unheimliche Erlebnisse in Bacharach und speziell im Haus Jeiter prägten sich ihm unauslöschlich ein. Wir haben keine genaue Kenntnis über seine Person und sein weiteres Schicksal.

Pressburg, 3. Oktober 1898

Mein lieber Heinrich,

du wirst mir zurecht vorwerfen, so lange Zeit nichts von mir gehört zu haben. Sicher hat man Dir von den Geschehnissen im vergangenen Jahr berichtet. Seit ich dem Rhein entflohen und ruhelos von Ort zu Ort gewandert bin, habe ich mich in verschiedenen Städten aufgehalten und nun seit einigen Wochen Quartier in Pressburg genommen. Die Gesellschaft anderer Menschen suchte ich stets zu vermeiden. In wenigen Tagen nun jährt sich der unheilvolle Tag zum ersten Mal, und – ich will Dir meine Befürchtungen nicht verschweigen – er jährt sich wohl auch zum letzten Male. Meine Zeit verbringe ich in den lichterfüllten, gotischen Hallen der hiesigen Kathedrale. Stundenlang kann ich hier ohne einen Gedanken sitzen. Ach Heinrich – es ist alles meine Schuld. Gestern bin in die Gruft hinabgestiegen. In dieser durch Öllampen nur schwach erhellten dumpfen Dunkelheit bin ich die Gräber der Bestatteten abgescritten. Ich hielt stumme Zwiesprache mit den Toten von St. Martin. In ihre löwenfüßigen Metallsärge gebettet liegen hier die Erzbischöfe aus den Geschlechtern der Batthyánys und der Esterházy. Ihre Gegenwart ist mir Trost, bin ich doch selbst ohne Zweifel dem Tode versprochen. An dieser Stelle wirst du Einspruch erheben wollen und meine Ängste belächeln. Doch ist es mehr als eine vorübergehende Verstörung. Damit du verstehst und mir Glauben schenkst, will ich nun endlich über die Ereignisse des vergangenen Spätsommers berichten. Du weißt, meine Liebe zur Malerei hat mich mit vielen bedeutenden Malern unserer Zeit zusammengebracht. Welche Begeisterung empfand ich vor Arnold Böcklins Toteninsel. Es war mehr Ahnung als wirkliches Begreifen, welche geheimen Weltzusammenhänge sich hinter dem Sichtbaren verbergen. Im Frühling des Jahres 1896 hielt ich mich zu Studienzwecken in Italien auf und zögerte nicht, den Schöpfer dieses Werkes in seiner Villa Bellagio bei Fiesole zu besuchen. Wie freundlich war sein Empfang. Wir plauderten lange angeregt über die Kunst, die Philosophie, und ich wäre gerne noch länger geblieben, aber ich bemerkte, dass Böcklin sein Alter zu schaffen machte und verließ ihn mit den angenehmsten Erinnerungen. So beseelt und mit frischer Energie versehen, beschloss ich, für einige Zeit dem gesellschaftlichen Trubel und seinen Verpflichtungen zu entsagen, um in Ruhe einige lang geplante Arbeiten auszuführen. Doch es sollte noch mehr als ein Jahr vergehen, bis ich meine Pläne in die Tat umsetzen konnte. Schon viele Reiseberichte hatte ich über den romantischen Rhein gelesen, und das Örtchen Bacharach und seine Umgebung erschien mir der geeignete Ort, die rechte Stimmung und Inspiration für meine Bilder zu finden. Gewiss – ich gebe zu – meine Werke waren immer ein wenig morbide. Sie erschöpften sich nicht in Andeutungen, sondern versuchten, das Verborgene sichtbar werden zu lassen. Sicher hat dies so manchen Betrachter verschreckt und meine Aufnahme in die Akademie verhindert. So kam ich denn Ende August 1897 mit dem Schiff in Bacharach an, die Eisenbahn erschien mir zu hektisch und zu laut und entsprach daher nicht meiner damaligen Stimmung. Ich war sogleich entzückt von den pittoresken Fachwerkhäuschen und der uralten Peterskirche. Herbergen gab es genügend,

wenn auch der legendäre Posthof vor mehr als einem Jahrzehnt bereits geschlossen worden war. Aber ich hatte diesen Ort gewählt, um abseits der Gesellschaft zu arbeiten, und so nahm ich Quartier in dem Haus des Kaufmanns Wilhelm Jeiter, einem ernsten, arbeitsamen Mann mittleren Alters. Das Haus war 1720 in dem üblichen Fachwerkstil auf steinernem Sockel errichtet worden und besaß zahlreiche kleine gemütliche Zimmer mit niedrigen Decken. Jeiter wies mir eines dieser Zimmer mit Blick auf den Burgberg und die Weinberge zu und freute sich, in mir einen Gast gefunden zu haben, der sich für längere Zeit in Bacharach aufzuhalten gedachte. Er befürchtete lediglich, der Raum sei nicht hell genug zum Malen. In diesem Punkte konnte ich ihn vollständig beruhigen, denn ich pflegte meine Motive vor Ort zu zeichnen und sie später auf die Leinwand zu übertragen. Da sie allesamt recht düster waren, passten sie wunderbar zu dieser Örtlichkeit. Ich richtete mich häuslich ein und verbrachte die folgenden Wochen damit, die Gegend zu erkunden und Motive für meine Arbeit zu finden. Zunächst konzentrierte ich mich auf die altertümlichen Häuser und die Stadtmauer mit ihren Tortürmen. Dann wanderte ich durch die Wälder und zeichnete in der anbrechenden Dämmerung die Landschaft. Die Bücher von Brentano und Hugo trug ich stets bei mir. Doch schließlich weckte das Haus, in dem ich wohnte, meine Aufmerksamkeit. Mein Wirt war so freundlich gewesen, mir das gesamte Anwesen zu zeigen. Im Untergeschoss befanden sich die Lagerräume für die Tuche, mit denen er Handel trieb. Der Gewölbekeller war bis in die letzte Ecke mit Weinfässern und Gerätschaften für den Weinbau angefüllt. Geradezu magisch angezogen wurde ich jedoch von einem Gebäude im rückwärtigen Teil des Grundstücks. Es handelte sich hierbei um einen zweigeschossigen Bau, der offensichtlich noch aus gotischer Zeit stammte und in früheren Zeiten dem angrenzenden Zehnthaus als Hochkelleranlage gedient haben mag. Die oberen hölzernen Aufbauten waren bereits am Verfall. Das untere Gewölbe, dem eine kreuzrippengewölbte Halle vorgelagert war, wies mehrere Räume und stollenartige Gänge auf, die aus dem Felsen herausgearbeitet worden waren. Mein Interesse richtete sich besonders auf einen in den Felsen gearbeiteten vergitterten Gang, der nach wenigen Metern in die Dunkelheit abbog. Das alte Gitter war mit einem Schloss versehen und verwehrte so den Zutritt. Auf meine Frage, wohin dieser Gang führe und warum er verschlossen sei, wusste mein Wirt auch keine rechte Antwort zu geben. Er erwähnte nur, es sei etwas, worüber man nicht spreche. Der Gang sei schon zu seines Urgroßvaters Zeiten verschlossen gewesen. Man habe die Räumlichkeiten auch nie genutzt, es sei hier nicht ganz geheuer. Ich bat ihn um die Erlaubnis, hier malen zu dürfen. Gewiss fand er mein Anliegen recht sonderbar, doch er ließ sich nichts anmerken und gewährte mir sofort diese Bitte. Noch am selben Abend baute ich meine Utensilien direkt gegenüber des geheimnisvollen Ganges auf. Zahlreiche Kerzen beleuchteten den schattenerfüllten, feuchten Raum und schufen so eine gespenstische, stimmungsvolle Atmosphäre. Zunächst zeichnete ich einige Vorstudien, so wie sich mir der Ort darstellte. Ich verbrachte die folgenden Nächte in dem mittelalterlichen Keller und hatte mir angewöhnt, tagsüber zu schlafen. Je länger ich mich dort aufhielt, um so mehr faszinierte mich dieser verbotene Gang. Oft stand ich an dem rostigen Gitter und starrte in die Finsternis. Zuweilen wehte mir ein frischer Luftzug entgegen und ich glaubte, von ferne eine leises Glucksen und unterdrücktes Kichern zu hören. Ich schrieb dies jedoch meiner ungewöhnlichen Situation und meinen ein wenig angespannten Nerven zu. Wäre es nach mir gegangen, ich hätte das Schloss erbrochen und wäre ins Innere des Berges eingedrungen, aber die Höflichkeit gegenüber meinem Hausherrn hielt mich natürlich davon ab. Ich malte verschiedene Fassungen des Bildes. Sie zeigten zwar immer dasselbe Motiv, schienen aber in Ausdruck und Stimmung bedrohlicher zu werden. Man spürte förmlich, dass etwas hinter der Biegung des Ganges verborgen war, dass etwas dort lauerte. Ich ließ meiner Phantasie freien Lauf. Gott möge mir vergeben, damals hielt ich es noch für meine Phantasie. Nach zwei Wochen war mein düsteres Werk vollendet. Der umgebende Raum war auf dem Bild in völlige Dunkelheit gehüllt. Im Zentrum befand sich der von Kerzen erleuchtete mysteriöse Gang. Auf der Innenseite des Eisengitters

umklammerte ein Wesen die Stäbe, wie man es sich abstoßender und monströser kaum vorstellen konnte. Seine Größe betrug gut und gern 5 Fuß. Sein Äußeres ähnelte dem eines Menschen, doch war seine Haut mit Schuppen und einzelnen Federn bedeckt. Sein Kopf lief nach hinten spitz zu und gelbe Augen fixierten den Betrachter. Ein widerwärtiges Schnüffeln schien von seiner platten breiten Nase auszugehen und ließ in Verbindung mit dem leicht geöffneten, schleimigen Maul und seinen spitzen Zähnen nichts Gutes erahnen. Am unheimlichsten waren aber seine Hände. Aus den ungewöhnlich langen und dünnen Klauen mit den verkrüppelten Daumen züngelten in kurzen Abständen kleine Flammen empor. Mein Werk flößte mir selbst Angst ein. Es war schon lange nach Mitternacht, als ich den geisterhaften Ort fast panisch verließ, um mich schlafen zu legen. Das Bild ließ ich dort zurück, und hatte auch nicht vor, es irgendeinem Menschen zu zeigen. Die nächsten Tage unternahm ich lange Spaziergänge am Rhein und genoss die letzten warmen Tage des scheidenden Sommers. Abends suchte ich Zerstreuung in den Gasthäusern und sprach und trank mit den Einheimischen. Ich weiß nicht genau zu sagen, wann ich das Zeichen zum ersten Mal bemerkte. Es muss kurz nach Vollendung meines Werkes gewesen sein. Vier lange scharfe Linien befanden sich wie eingebrannt auf dem hellen Sockel des Hauses Jeiter. Dann tauchte es an der Holztür meines gespenstischen Ateliers auf. Eine zunehmende Beunruhigung ergriff von mir Besitz, als ich das Zeichen an der Innenseite meines Mantels fand. Der Stoff wies an dieser Stelle eine Verbrennung auf. Ich konnte keine Erklärung für dieses sonderbare Phänomen finden und fühlte eine tiefe Nervosität in mir aufkeimen.

6. Oktober 1897, vormittags:

Ich erwachte, weil mich ein unerträglicher Hustenreiz schüttelte. Als ich die Augen aufriss, waberte dichter Rauch durch mein Zimmer. Ich sprang auf, öffnete die Tür und musste entsetzt feststellen, dass das gesamte Gebäude in Flammen stand. Von meiner Wirtsfamilie war nichts zu sehen. Einer Ohnmacht nahe, warf ich mir eine Decke um den Körper und rannte die bereits brennende Holzterrasse hinunter dem Ausgang zu. Die Tür war bereits in Sichtweite, und ich glaubte mich schon gerettet, als ich *ihn* sah. Mit ausgebreiteten Armen erhob er sich in seiner ganzen teuflischen Pracht vor der Haustüre und verwehrte mir die Flucht. Das war gänzlich unmöglich. Er existierte nur in meiner Phantasie, nur in meinen Bildern. Das Atmen fiel mir zunehmend schwerer, und die ersten brennenden Balken lösten sich aus der Holzdecke. Voller Entsetzen wandte ich mich ab und schlüpfte mit letzter Kraft durch die hintere Hoftür. Aber auch von hier gab es kein Entkommen. Die Mauern zu den Nachbargrundstücken waren viel zu hoch, um sie zu erklettern, und der kleine Holzschuppen hatte bereits Feuer gefangen. Ich rannte zu dem rückwärtigen Gebäude, riss die Tür auf und verschloss sie fest hinter mir. Um mich herum war es ruhig und angenehm kühl, so, als ob das Chaos draußen gar nicht existierte. Ich wurde von Schwindel erfasst und ließ mich zu Boden sinken, um Luft zu schöpfen. Er war da draußen. Er hatte auf mich gewartet. Ich wusste, was ich gesehen hatte widersprach jeder Vernunft. War ich verrückt geworden? Nach und nach gewöhnten sich meine Augen an die Dämmerung. Lange bot mir dieses Versteck keine Sicherheit, denn unter dem Spalt zwischen Tür und Boden zog bereits Rauch hinein. Heinrich! Kannst du Dir mein Grauen vorstellen, als sich unter der Tür plötzlich diese feuerbewehrten Krallen hindurchschoben, den Rahmen der Holztür umklammerten und daran rüttelten? Keuchend sprang ich auf und stürzte in Richtung des verschlossenen Ganges. Von dort hatte ich den Luftzug verspürt, er musste also früher oder später ins Freie führen. Ich bemerkte erfreut, dass er nicht länger verschlossen war, das zerbrochene Schloss lag auf dem Boden. Dieser Ort, nach dem ich mich voller Neugier gesehnt hatte, wurde nun zu meiner letzten Hoffnung auf Rettung. Vorsichtig tastete ich mich an den Wänden entlang und kam schließlich zu der ersten Biegung. Immer weiter ging ich. Zunächst stieg der Gang leicht an, wechselte mehrmals die Richtung, um dann steil nach unten zu führen. Ein Knurren und Fauchen hinter mir ließ mich erstarren. Leise Schritte näherten sich, während ein glühender Feuerschein über die Felswände zuckte. Er war hinter mir her, er folgte mir! Panisch stürzte

ich nach vorne ins Ungewisse. Vergeblich suchte mein Fuß Halt auf dem harten Untergrund, doch es dauerte eine Ewigkeit, bis ich begriff, dass dort nichts war, dass ich ins Leere fiel. Ich prallte auf, und ein höllischer Schmerz in meinem rechten Fuß ließ mich fast besinnungslos werden. Mühsam setzte ich mich hin und betastete meinen Fuß. Er tat so weh. Und ich war allein. Dieses Ding war hinter mir her. Meine Situation war so verfahren. Ja, ich gestehe es, ich fing an zu weinen und konnte mit Mühe und Not ein Schreien unterdrücken. *Er* könnte mich hören. Nach einer geraumen Weile streckte ich die Arme aus und bewegte den Oberkörper nach allen Seiten. Da fühlte ich wieder Mauerwerk unter meinen Händen. Ich zog mich hoch und verlagerte mein Gewicht auf den linken Fuß. Es war vollkommen dunkel und still. Ein modriger Geruch hing in der Luft. Ich bewegte mich langsam, die Hand immer an der Wand, vorwärts und kam irgendwann zu einer Abzweigung mit drei Gängen. Ich entschied mich für den linken. Es ging immer weiter abwärts, und die Luft wurde immer schlechter. Wasser bedeckte den Boden. Ich blieb stehen. Sollte ich weitergehen? Da sich mir keine andere Wahl anbot, tat ich es. Das Wasser stieg höher. Zuerst reichte es nur bis zu meinen Kniekehlen. Mein Fuß schmerzte wieder. Ich folgte dem Gang. Das Wasser stieg immer höher und berührte jetzt schon meine Hüften. Erschöpft lehnte ich mich an die Wand. Da hörte ich in der Stille ein Geräusch, als ob etwas durchs Wasser gleite, als ob ein Körper sich möglichst unbemerkt und verstohlen im Wasser bewege. Meine Nackenhaare sträubten sich. Lange stand ich unbeweglich da. Meine Sinne waren aufs äußerste geschärft. Möglicherweise täuschten sie mich, denn das Geräusch kehrte nicht wieder. Aber nun glaubte ich, leises Atmen zu hören. Ich hielt die Luft an, das Atmen war immer noch da. Heinrich – ich schwöre Dir – ich war dort unten nicht allein! Mit einer hastigen Bewegung warf ich mich nach vorne und schleppte mich durchs Wasser, so schnell ich konnte. Plötzlich verlor ich den festen Grund unter den Füßen. Weich und widerlich war der Schlamm, durch den ich watete. Das zähe Gewicht behinderte das Laufen und verstärkte den Schmerz. Völlig unerwartet sank ich im tiefen Morast ein, wodurch ich mit dem Kopf unter Wasser geriet. Etwas umklammerte meinen Fuß. Kein Zweifel, ich spürte deutlich, dass es jetzt kein Sinken, sondern ein Hinunterziehen war. Ich kämpfte gegen diese fremde Macht, die mich in die Tiefe ziehen wollte, ruderte mit den Armen, und schließlich gelang es mir, mich freizumachen und vorwärts zu schwimmen. Das Wasser reichte jetzt bis dicht unters Gewölbe. Plötzlich war ich überzeugt davon, hier unten im Berg sterben zu müssen. Ich drehte mich auf den Rücken. Nur noch Lippen und Nase waren nun über Wasser. Vorsichtig schob ich mich an der Decke entlang. Meine Nasenspitze streifte zuweilen die Steine. Als ich so mit den Ohren unter der Wasseroberfläche entlang trieb, vernahm ich leise, ferne Töne. Stimmen, silbrig, blubbernd, lockend. Etwas Schuppiges streifte sanft an meiner Haut entlang. Ich fühlte, wie der Wahnsinn in mir hoch kroch. Endlich wurde der Abstand vom Wasser zum Gewölbe größer. Ich konnte wieder den Kopf heben und gewann wieder Boden unter den Füßen. Ein leichter Wind fuhr durch meine nassen Haare. Tageslicht schimmerte mir entgegen, und mit letzter Kraft humpelte ich zu dem mit Flechten verhangenen Loch. Mir war, als hörte ich hinter mir einen Klage-ton, enttäuscht, traurig. Ich befand mich nur wenige Meter vom Rhein entfernt, weit außerhalb der Stadt und muss einfach losgelaufen sein. Ich erinnere mich nicht mehr. Man fand mich völlig verstört auf der Landstraße. Da ich die ganze Zeit etwas von einem Feurdämon und den Geistern des Berges stammelte, brachte man mich für einige Zeit ins Hospital. Außer meinem Fuß hatten vor allem meine Nerven gelitten. Sie berichteten mir, das Haus habe - ausgelöst durch Funkenflug - in kürzester Zeit in Flammen gestanden und sei völlig abgebrannt, aber alle seien gerettet worden. Ich wagte nicht, ihnen die wahre Geschichte zu erzählen, dies wäre ein Eingeständnis meiner Schuld gewesen. Denn ich war es, der den Dämon durch meine Malerei zum Leben erweckt hatte. Es war mir nicht möglich, in die Nähe des abgebrannten Hauses zu gehen, sofort begann ich, vor Angst und Übelkeit zu zittern. Es gelang mir auch nicht, den Ausgang des Berges zu finden, so sehr ich mich wohl

bemühte. Sobald ich halbwegs genesen war, verließ ich den Rhein. Gemalt habe ich seit damals nie wieder.

Ich weiß, Heinrich, du warst von uns beiden immer der Besonnenere und wirst meinen Bericht auf den Schock infolge des erlebten Brandes zurückführen. Doch bitte glaube mir, es hat sich alles genau so zugetragen, wie ich es ausgeführt habe. Und es hat wieder angefangen. Er hat mich gefunden, Heinrich! Gestern sah ich das Zeichen an der Außenmauer der Kathedrale. Aber ich bin zu müde, um wegzulaufen. Er kommt mich holen. Vielleicht ist das mein Schicksal. Ich werde einfach hier sitzen bleiben und auf ihn warten.

Lebe wohl, Dein Dir auf ewig ergebener Ludwig

Der Brief ist reine Fiktion und steht in der Tradition des Symbolismus. Ausgehend von einem realen Ereignis an einem realen Schauplatz wird hier eine verborgene Wirklichkeit hinter den Dingen angedeutet.

Dagmar Aversano-Schreiber